

Er hatte mit dem Leben abgeschlossen. Noch diesen vergnügten Abend im Kreise seiner Freunde — und nun den Strich unter die Rechnung gemacht! Bah! — was war das ganze Leben? Ein Possenspiel — nichts weiter! Wenn man's satt hat, fand sich ja eine mitleidige Angel. Die Triebkraft im ganzen Dasein, das einzig Werthvolle war das Geld. Armeeligste aller Kreaturen, die die nötigste Daseinsbedingung entbehren mußte! Er war nicht gedöhnt, die Pfennige umzudrehen! Sein ganzes Vermögen war dahin, durch den Zusammenbruch der Bank verloren. Die hunderttausendfüßig Mark, die ihm seine Stellung als Kaufmann, da man doch einmal eine Beschäftigung haben mußte, monatlich einbrachten, lanaten ja kaum für Handschuhe und Cigarren. Lohnte es sich, zu leben? Nein, und tausendmal nein! Er trat ab von der Bühne des Lebens! Ein letzter lustiger Abend, ein kräftiger Schlud Sekt, eine Angel in die Schläfe — die Pöffe war zu Ende! Es war Alles gut vorbereitet dabei. Die Briefe geschrieben, ein Couvert mit dem klingenden Inhalt und der Aufschrift: „Für mein Begräbniß!“ lag bereit. Sogar der Sekt war da. Auf dem Schreibtische standen zwei Leuchter mit weissen Kerzen, dazwischen das Glas mit der Waffe. Dröentlich feierlich hatte es ausgefallen.

Gedankenvoll schritt Kurt dahin. Fast unbemerkt hatte er die Straßen der Großstadt verlassen und seine Schritte in's Freie gelenkt. Noch einmal wollte er drauhen im Grünen wandeln, noch einmal den Mondschein genießen. ... Die Sonne würde ihn morgen nicht mehr unter den Lebenden finden. Nur nicht sentimental werden, alter Junge!

Plötzlich fielen seine Blicke auf eine vor ihm her schreitende Frauengestalt. Wo war sie hergekommen? Er hatte es nicht beachtet. Sie ging langsam unter der Last eines anscheinend schweren Pakets, das sie trug. Ueber die flatternden Haare war ein leichtes Tuch gebunden. Der Herbstwind zerrie an ihrem Kleide und ließ die feinen Linien ihrer Gestalt erkennen. Sein Interesse wurde rege. Er beschleunigte seine Schritte. Zwischen dem zerrissenen Gewölk kam der Mond hervor. Die Fremde wandte das Gesicht zur Seite; Kurt erachtete im Fluge ein anmuthiges Profil, ein sanftes runderes Kinn. Die Frau trug ein Kind auf dem Arm. Holla, so viel verstand Kurt doch auch von der Kindererziehung, daß man ein so kleines gartes Wesen nicht in hüemischen Herbinächten spazieren trägt. Hier hieß es aufpassen.

Die Frau schritt dicht am Flußufer dahin. Die Mondstrahlen malten sich in dem zitternden Wasserpiegel. War das vielleicht das Ziel der Einsamen? Möglich war sie verschwinden, als hätte sie die Erde verschluckt. Kurt strich sich über die Augen; hatte seine erregte Phantasie ihn getraut? Er hatte sie doch eben lebhaft gesehen. Uha, hier ging eine schmale Stein- treppe hinunter zum Fluße. Er stieg hinab. Da stand die Frau. Ein tiefer Seufzer verjüngte eben in der Luft, das seine Gesicht hatte sie in unbewußtem Grauen halb abgewendet. Schon hatte Kurt sie am Arme erfaßt.

„Um Gotteswillen, was wollen Sie thun?“

Erstrocken war die Frau zusammengequaddelt.

„Ach lassen Sie mich!“

Die Stimme war müde, schmerzbeengt.

„Kommen Sie, Sie sind noch so jung, und die Welt ist groß und hat Platz für uns Alle.“

Er hatte den Arm um sie gelegt und führte sie sanft und sorgsam die Stufen empor.

„Wer wird denn gleich verjagen? Wenn morgen die Sonne scheint, hat das Leben ein anderes Gesicht.“

War das derselbe Kurt, der mit dem Leben abgeschlossen hatte? Auf den daheim die Angel wartete? Er sprach sanft und gültig auf die Frau ein. Die Worte flogen ihm zu. Ein tiefes Erbarmen hatte ihn erfaßt. Die Frau schritt zitternd neben ihm. Er bemerkte, wie die Kräfte sich verließen und nahm ihr das Kind ab. Sorgsam hügte er sie mit dem anderen Arme. Eine Drofschleife kam herange- rollt; Kurt gab dem Kutscher ein Zeichen. Dann trat er mit abgezogenem Hut an den Wagenanschlag. Ein alter Herr beugte sich aus dem Fenster.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte Kurt, „daß ich unbekannter Weise Ihre Güte in Anspruch nehme, mein Herr. Diese Dame ist pflichtig erkrankt; es ist ihr unmöglich, ihren Weg zu Fuß weiter fortzusetzen.“

Der Herr hatte schon die Thür geöffnet und stieg aus.

„Ich bitte sehr; der Wagen steht zu Ihrer Verfügung.“

Er half selbst der vollständig erschöpften in den Wagen. Kurt nannte seinen Namen.

„Sie verpflichten mich zu größtem Danke!“

„Schon gut, schon gut!“ brummte der Weibhörtige, „mir thut ohnehin ein kleiner Spaziergang noch ganz gut.“

Kurt rief dem Kutscher seine Adresse zu und der Wagen raste über das Pflaster.

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 3. Jan. 1902

Jahrgang 22 No. 18

„Sie sind so gut,“ sprach die Frau mit bebender Stimme, doch er bat sie, sich nicht zu erregen. Schweigend lehnte sie in der Wagenecke. Als sie durch belebtere Straßen fuhr, sah Kurt beim Scheine vereinzelt brennender Laternen große Thränen über die Wangen seiner Fahrgastin rollen.

Der Wagen hielt. Kurt führte die Frau, das Kind auf dem Arme, in seine elegant eingerichtete Junggesellenwohnung. Als er den Leuchter auf dem Schreibtische anzündete, fiel sein Blick auf die Briefe, das Kästchen mit der Waffe, den Sekt ...

„Lächerliche Komödie,“ murmelte er zwischen den Zähnen. Doch halt, der Sekt ... er würde der Erschöpfung gut thun. Er entlockte die Flasche und reichte der Frau das Glas. Sie nippte, er redete ihr zu, wie einem tranken Kinde. Langsam kam etwas Farbe in ihre Wangen. Dann nahm er das Kind von ihrem Arm. Es war ein ungefähr ein Jahr altes Bäckchen, ein schönes, rosiges Kind. Fest war der Kleine in warme Lächer verpackt. Kurt sah es, und tiefe Rührung bemächtigte sich seiner. O Mutterliebe, bis zum letzten Augenblicke um den Liebling besorgt! Selbst auf dem Todeswege sollte das runde, warme Körperchen kein kalter Lufthauch treffen! Das Kind hing leise an zu weinen.

„Was ist?“ wandte er sich besorgt an die Frau.

„Wenn ein wenig Milch da wäre: er hat Hunger,“ entgegnete diese.

„Holla, Frau Keller! Aufstehen, Milch wärmen für das Kind!“ wedte er seine Wirtin.

„Legen Sie sich schlafen, Herr Werner,“ entgegnete diese, im Glauben, der Herr habe ein Kästchen mit heimge- bracht.

„Beste Frau Keller, es ist mein Ernst; ich bringe Ihnen Cinquarterung!“

Die Frau fing an zu rumoren und erschien bald im Zimmer ihres Logis- herrn.

„Sorgen Sie für diese Dame und das Kind. Morgen mit dem Frühesten bin ich wieder da.“

Er strich dem Kinde leicht über die silberblonden Härchen, nickte der jungen Frau, die wie im Traume dasah, freundlich zu, und verließ das Zimmer. Seine Wirtin folgte ihm.

„Ich bitte Sie, Herr Werner, wer ist das süße Geschöpf mit dem Gold- löschchen?“

„Ach, Frau Keller, nur Ruhe und nichts fragen ... Bringen Sie die Dame zu Bett, verjagen Sie das Kind, es soll Ihr Schaden nicht sein.“

Er zog den Leberzieher an. In der Brusttasche raschelte es. Es waren seine Abschiedsbriefe und das Couvert mit dem Begräbnißgeld. Den Revolver hatte er verschlossen.

Die Nacht brachte Kurt in einem Hotel zu, doch fand er wenig Schlaf. Nun galt's, zu arbeiten und zu sorgen. Man rettete nicht zwei Menschen vom Tode, um sie von Neuem der Verlastenheit und Verzweiflung zu überlasten. Diese Geschöpfe waren nun sein und seiner Sorge anvertraut. Tausend Gedanken durchkreuzten sein Hirn. Man konnte arbeiten, man konnte sparen, man konnte vorwärts kommen. Er fühlte eine mächtige Schöpfungs- kraft in sich. Das Wenige, was von seinem Vermögen übrig geblieben war, ersahen ihm als ein großes Gut. Sein Gehalt war auch nicht zu verachten. Wunderbar! Was ihm für sich allein zu wenig dünkte, schien ihm nun aus- reichend für Drei.

Nach vor Tagesarbeiten betrat er seine Wohnung. Aus Frau Keller's Küche drang der Geruch von frischem Kaffee. Sie kam so schnell, als es ihr behaglicher Körperumfang zuließ, herbeigezogen, als sie ihn kommen hörte.

„Wie ist es gegangen?“ fragte er.

„Jetzt schlafen sie Beide prachtvoll. Doch erst konnte das Frauchen nicht zur Ruhe kommen. Vor einem halben Jahre den Mann verloren und jetzt bei der Wank der paar Spargroschen, die ihr Leben freisetzen. Arm und schwach, zu stolz zum Betteln, zu gewissenhaft zum Borgen ... Lieber Gott, das Herz könnte einem zerbrechen ...“ Sie seufzte tief auf.

Kurt betrat auf den Fußspitzen das Zimmer. Da lagen in süßem Schlummer Mutter und Kind. Das zarte Madonnengeicht der Mutter war tot überhaucht, es lag fast der leichte Schimmer eines Lächelns um den weichen Mund. Um des Kindes Schläfen träufelten sich die Tränen. Kurt stand und schaute und konnte sich nicht satt sehen. Ohne sein Dazukommen trieben jetzt Beide kalt und star in dem unfauberen Wasser des Großstadt- flusses. Der Gedanke durchschauerte ihn. War's möglich, daß auch er sein Leben hatte von sich werfen wollen? Das Leben, das so unfügig reich und

glücklich machen konnte? Dies gott- begnadete Leben, das ihm verdrängte, zwei junge Seelen von Tod und Ver- derben zu erretten? Erschüttert trat er an's Fenster. Der ganze Himmel war goldroth über- flammt. Die ersten Sonnenstrahlen huschten über die Giebel und Dächer. Kurt faltete stumm die Hände. Eine tiefe Daseinsfreude, eine reine Glückseligkeit durchfluthete ihn. Der neue Tag brach an.

König kommt!

Eine heitere Geschichte aus Bayern. Von A. R. August.

Es war im Jahre 1876, als ich noch Reisender einer Wein-Groß-Handlung war und als solcher nach dem fleischen „Schillingssfürst“ kam. Selbstredend machten wir mit großen Etablisse- mentsbesitzern Geschäfte, aber die Herren Großgrundbesitzer und speziell flotte Grafen und Fürsten waren unsere Lieblingskunden. In Schillingss- fürst sollte ich dem Grafen Glodwig Hohenlohe = Schillingssfürst meine Weinforten zum Kaufe anbieten. Der Graf war zu Hause, hatte aber diesen Tag sehr viele Reichsgeschäfte zu erledigen, daß er mich leider nicht empfangen konnte. Es schien dem alten Herrn sehr leid zu thun, denn sein Sohn Ernst wurde vom Papa beauf- tragt ihn persönlich zu entschuldigen. Ernst erlebte sich seines Auftrags ganz vortrefflich. Er blieb die übrige Zeit des Tages und des Abends bei uns und wußte allerlei Allotria mit uns zu treiben. Er stand ungefähr in meinem Alter, dadurch wurden wir im- mern und befreundet. Wir verlebten ein- anderlichen Tag. Die Bürger von Schillingssfürst und Dohmbühl (der Eisenbahnstation) feierten ihr jährliches Vogelschießen, natürlich war da an ein Weggehen nicht zu denken. Wir führten uns mitten in den Strudel, nein.

Es war ein buntes Durcheinander, ein fröhliches Leben und Treiben ohne Ende, zumal das Wetter ein herrliches war. Hunderte von Menschen hatten sich eingefunden, um an dem Volksfeste regen Antheil zu nehmen, jeder hatte seinen Spaß für sich, auch wir unsern. An diesem Feste nahmen außer dem Erbprinzen Ernst v. Hohenlohe-Schillingssfürst, auch noch der Kammerdiener, Leibjäger, Forst- Inspektor, Förster, Gendarmen- Wachtmeister, Bürgermeister, die an- deren Honorationen der Behörden und selbst die Eisenbahnbeamten der Sta- tion Theil. Es war eine frohe Schaar, ein lustiges Wölkchen bei einander, ja fast wie in einer Familie. Wie wir nun alle so in der größten Lustbarkeit waren, erscheint plötzlich atemlos der Telegraphenbote mit einer Depesche in der Hand, die er seinen, sich mitten im Volkschaufen belustigten Chef, den Herrn Bahnhofs = Inspektor über- bringt.

Schnell öffnet der Herr Inspektor die Depesche, entsetzt springt er empor und sagt nur die Worte: „König kommt mit dem nächsten Schnellzuge.“ Diese paar Worte brachten eine heil- lose Verwirrung unter das Volk und Alles lief kreuz und der Quer durcheinander. Der Bürgermeister eilte nach Hause, um sich in vollen Wüch zu schmeißen. Der Erbprinz ließ seinen hohen Vater durch den Leibjäger be- nachrichtigen. Der Gendarmen- Wachtmeister postierte sich auf der Eisenbahnstation, um allenfalls ein As- tentat auf den König abzuwenden. Der Herr Stationschef legte seine Gala-Uniform an und hatte gespannt auf den in kurzer Zeit eintreffenden Schnellzug. Bald kam der Fürst Glodwig von Hohenlohe-Schillingssfürst in seiner Staats-Karosse mit dem Leibjäger herangelaufen, um den lieben Landesfürsten nach seinem Schloß zu begleiten. Mittlerweile hatte sich die ganze Bevölkerung am Bahn- hof versammelt, ganz und gar auf das Fest vergessend, um nur einen Blick auf das Gesicht des Königs werfen zu können.

Schillingssfürst ist ein kleines Fied- chen im Bayernlande, zwischen Crails- heim und Nürnberg (Station Dombühl) gelegen, der Schnellzug hält nur deswegen dort an, weil es der Stamm- sitz der Hohenlohe ist. Der Schnellzug lief mit der bekannten Pünktlichkeit in die Station ein, der Bürgermeister schlich sich in die Brust, sich seines hohen Amtes und des vielleicht zuto- menden Ordens bewußt, der Herr Bahnhofs = Inspektor stand ehrerbietig zurück, wartend auf den Schaffner, der das Coupe 1. Klasse öffnen sollte. Die ganze Volksmasse war bereit mit den Worten auf den Lippen: „Hoch dem König!“

Der Zug stand, der Schaffner öff- nete mit Behendigkeit die Coupees und rief: „Dombühl-Schillingssfürst!“

Nur ein Mann entsieg dem Zug und zwar ein ganz einfach aussehender Mensch. Er trat direkt auf den mit der roten Dienstuniform versehenen Herrn Bahnhofs = Inspektor zu und, beide Arme entgegenstreckend, rief er: „Guten Abend lieber Herr von ... mein Name ist König.“ Ein heiteres Gelächter anstatt der Hochruf erscholl vom Perron. Der Herr von Hohenlohe mußte wohl oder übel abziehen und der angemommene König konnte gar nicht begreifen, was alle diese riesen- haften Ovationen bedeuten sollten. Bald sollte es sich aufklären. Wie bei den Sehern der Druckfehlerzeitung oftmals Entsetzliches leitet, so rief hier der Telegraph eine wahre Explosion unter einer Volksmasse hervor. Die Geschichte endete mit der Abhebung des Herrn Königs.

Am frohesten von allen war der Herr Bürgermeister, daß er keine Rede zu halten brauchte, er wäre heute ent- schieden steden geliebten. Auch war sein abgeschabter Rock, seine vergilbte weiße Weste und die bunte Kravatte durchaus nicht hoffähig. Der Herr Gendarm und die Herren Förster aber waren froh ihre Regelpartie zu be- enden.

Herr König war zum Assistenten in Nürnberg befördert worden und wollte gerne einmal seinem alten Freunde, dem Bahnhofs = Inspektor in Dombühl = Schillingssfürst, einen Besuch abstatten. Er erhielt einen kurzen Ur- laub, nur um einige Stunden dort verbleiben zu können. Um seinen Tag- dienst in Nürnberg nicht zu verjäu- men, fuhr er mit dem Abend Schnellzug nach Dombühl, so daß er mit dem Frühzug bereits in Nürnberg wieder ein- treffen konnte. Der Urlaub wurde ihm kurz, ehe der Zug abging, ertheilt und so kam es, daß er zum Telegra- phen = Apparat ließ und seinen Freund in Dombühl benachrichtigte, daß er mit dem nächsten Schnellzug ihm eine Visite abstatten werde. In der Hitze des Gedächts vergaß er seinen Vor- namen beizusetzen. Dadurch rief die Depesche eine so große Verwirrung hervor. Er hatte nur telegraphirt: „König kommt mit dem nächsten Schnellzug.“

Selbst unser lieber Herr Bahnhofs- Inspektor hatte keine Ahnung, daß sein Jugendfreund Assistent in Nürnberg sei, er wußte ihn immer noch in München. Da damals König Ludwig sehr viel im Lande herumreiste und oft unangemeldet wo heringekommen kam, wurde diese Sache für ernst ge- nommen.

Das Vogelschießen hatte zwar sein Ende erreicht, aber den ganzen Abend und fast die halbe Nacht hindurch er- löst, von den verschiedenen Stamm- lichen hoch auf hoch dem neuen König. Diesem lieben Freund kam doch der Spaß etwas hoch zu stehen, abgesehen von dem vielen Wein, den er aufzuhaben ließ, löstete ihm der telegraphische Fehler noch zuletzt seine Stellung.

Die Pariser Frauenbastille.

Das berühmte Gefängniß Saint Lazare wird abgebrochen.

Eine kurze Zeitungsnotiz gab neu- lich bekannt, die französische Budget- commission habe den Abbruch des Frauengefängnisses von St. Lazare beschlossen. Diese wenigen Worte fanden lebhaften Widerhall im Herzen aller Pariserinnen, die wissen oder wenigstens ahnen, was St. Lazare be- deutet, die einmal darüber nachge- dacht, daß auch sie mit den alten Mauern dieser Frauenbastille Be- kanntschaft machen könnten, daß nicht nur Schuld und Verbrechen, sondern ein Verdacht bereits, ein polizeilicher Mißgriff sie dorthin auslieferet.

Saint Lazare hat drei Abtheilun- gen, die „Jugendlichen“, die entweder zur Zwangsziehung eingeliefert oder für ein Verbrechen verurtheilt sind. Sie bilden die lärmendste und schwerst zu behandelnde Abtheilung der Gefangen- en. Nicht wenige sind erblich belästet, Kinder von Alkoholikern, mit bösen Neigungen behaftet, unbotmäßig, ver- logen, lasterhaft. Manche, mit ihrem niedergebückten Schädel, den vorspringenden Unterkiefern, den abste- henden Ohren tragen geradezu den Verbrecherstempel zur Schau.

Die „Jugendlichen“ machen auch am häufigsten Bekanntschaft mit den Karzern von St. Lazare, wo sie in Einzelhaft über ihre Verfehlungen nachdenken müssen. Die Zellen haben jedoch nichts Schreckhaftes; es sind ziemlich geräumige Zimmer mit Feld- bett, Sessel, einem Oberlichtfenster und gewöhnlichen Wänden.

Die zweite Section umfaßt die er- wachsen Frauen, die irgend eines Vergehens gegen das gemeine Recht an- gelagt oder überwiesen sind. Diese Zwitternatur der Section 2 ist un-

gemein verderblich. Man wirft hier die Spreu mit dem Weizen zusammen, die Angeklagten und die Schul- digen. Ein ganz verhängnißvoller Mißgriff. Man bedenke doch, daß unter den Angeklagten sich stets Un- schuldige befinden, daß die Anlässe zur Beschuldigung aller verschiedener Art sind, daß man hier eine Geschäftsfrau, die Bankrott machte, eine Marktfrau, die eins über den Durst getrunken, eine Händlerin, die den Polizisten einen Esel genannt, mit Frauen, die der Hehlerei, schweren Diebstahls, des Mordes angeklagt sind, zusammen- wirft. Und diese erzwungene Gemein- schaft dauert nicht Tage, sondern Wochen, Monate, so lange die Unter- suchungsdauer währt.

Die Unschuldigen, Schuldigen und bis zu zwei Monaten Verurtheilten sind sozusagen alle in derselben Hürde untergebracht, die einen bewohnen ge- meinsame Säle, die anderen, Bemit- telteten, können sich kleinere Gellasse leisten, in denen sie zu nur vier und fünf haufen. Man nennt letzteres System „La pistole“, wohl, weil früher für Benutzung dieser kleineren Räume monatlich eine Pistole (10 Franken) ent- richtet wurden, während man heute dieses Vorrecht täglich pro Person mit 20 Centimes bezahlt.

Man stelle sich jedoch eine Journa- listin, die unter Verhaftung steht, vor, eine Frau der Gesellschaft, die wegen Ehebruchs angeklagt ist, ein junges Mädchen, das im Von Marche einen Meier Band stahl, und die mit der weiblichen Hefe Frankreichs, mit Ge- wohnheitsbedürfnissen, mit den unge- wöhnlichen Gevatterinnen des Frau- bourg St. Antoine, den in alle Schlei- che eingeweihten schweren Verbrech- lichen in täglicher Berührung sind!

Obgleich das Sprechen möglichst be- schränkt wird, finden die Gefangenen dennoch die Mittel, mit einander zu verkehren, man flüstert, raunt, schreibt sich Briefchen, und Nachts in den Schlafkammern, die zum Theil sehr eng und unangenehm sind, findet sich stets eine Scherezecke des Laifers, um ihre Heldenthaten zu erzählen und die Unschuldigen, die weniger Ver- dorenen mit in den Abgrund zu rei- ßen.

Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß gewisse Frauen ihre Finkterkerung in St. Lazare benutzen, um unter den Jungen, Hübschen, Leichsinnigen ih- rer Genoffinnen neue Rekruten für das Laifer anzuerwerben.

Nicht genug mit diesen Schrednissen hat man St. Lazare noch mit einer dritten Section belastet, die sein übles Renommee vollendet. Man internirt dort alle Frauen, welche in die Reihe der Sittenspolizei gefallen. Wie in jeder großen Stadt, sind diese Opfer äußerst zahlreich.

In Bezug auf diese Polizeigefangen- en verdient St. Lazare vor allem den Namen einer Frauenbastille. Denn das Gesetz giebt absolut keine Hand- habe für ihre Gefangennahme, es sei denn, daß sie öffentlichen Standal veranlassen, die Polizisten beleidigt und sich zur Wehr gesetzt haben. Von den Polizisten aufgegriffen, werden sie von einem Polizeibeamten — nicht etwa einem Richter — verhört, haben keinen Vertheidiger, können keinen Zeugen ihrer Unschuld citiren, auf alle Fälle nach St. Lazare geschickt.

Recht und Gesetz haben nichts dabei zu suchen, alles geschieht nach polizei- licher Willkür, nach Belieben. In der Hand jenes einen, unverantwortlichen Beamten liegt das Schicksal von tau- senden französischer Frauen.

Wer einmal in der Section 3 von St. Lazare war, pflegt öfter wiederzu- kommen. Den Stammgästen erscheint der Aufenthalt zuletzt nicht mehr so fürchterlich. Manche eine, wenn der Winter naht und der Beutel schlaff ist, sagt sich: „Ich will mich aufmachen nach meinem Ritterraut von St. Laza- re“, und sie sucht eine Gelegenheit sich feldnehmen zu lassen.

St. Lazare war, wie sein Name andeutet, ein Lazarenstloster, und hier hat seiner Zeit der edle Vincenz von Paula gewohnt, der die Hinder- käufer in Frankreich schuf. Später diente das Kloster als Gefängniß für leichtsinnige, junge Uebige, die bei Lebzeiten ihrer Erzeuger die Titel und Renten bereits vorwegnahmen und ihr einft zu erwartendes Patrimonium verschleuderten. Seit 1794 ward St. Lazare ein Frauengefängniß, in dem man, auch fogar im nneren Dienste, Männer und daneben nur weibliche Wärterinnen verwandte. Seit 1830 sind die Männer auf die Außenposten, z. B. des Thirivarts, beschränkt.

Die Jahrhunderterte, welche auf die- sem sorgenvollen Bau lasten, tragen nicht gerade dazu bei, ihn in hygieni- scher Beziehung empfehlenswerth zu machen. An diese Steine heftet sich

auch manch blutige geschichtliche Erin- nerung: hier war der Poet Andre Che- nier eingekerkert, hier haben die Opfer der Schredensherrschafft gezittert, die Höfe von St. Lazare haben Blut ge- trunken; unter ihren Thiesen liegen Leichen.

Mit grauer Regelmäßigkeit rollt ein Tag wie der andere in St. Lazare vor- über. Gewöhnlich sind in allen 3 Sectionen an 900 Gefangene vereinigt. Um 16 Uhr im Sommer, um 7 Uhr im Winter stehen die Gefunden auf, machen eine kurze Toilette, verrichten ein kurzes Gebet, essen eine Suppe und gehen an die Arbeit, die sie in mehre- ren Werkstätten verrichten, und die fast ausschließlich in Näharbeit besteht. Um 12 Uhr giebt es Mittagbrot, dann eine Stunde Freizeit, wieder Werkstät- tenarbeit, um 5 Uhr das Abendessen, wieder eine Stunde Freizeit, Gebet und um 18, 8 Uhr heißt es zu Bett gehen.

Eine nicht gerade aufregende Ta- geseinteilung. Auch der Speisezettel enthält keine großen Lebertraktionen: zweimal wöchentlich Rindfleisch, sonst Erbsen, Reis, Bohnen, Brot und Wasser. Doch verfügen die Gefangen- en über die Möglichkeit, ihre Lage zu verbessern. Sie arbeiten, und ihre Arbeit wird bezahlt. Die Hälfte des Verdienstes fällt dem Unternehmer zu, der das Material zu liefern, die Wert- stätten zu heizen und erleuchten hat, der Rest gehört den Gefangenen, die allwöchentlich einen Theil des Verdien- stes auszahlt erhalten, das übrige jedoch an sammeln lassen müssen, um beim Verlassen des Gefängnisses nicht völlig mittellos dazufinden.

Weil die weltlichen Wärterinnen mit den Gefangenen nicht fertig wer- den, hat man die Schwestern Maria- Josef auch nach Bervollständigung der anderen Gefängnisse und der Hospit- äler in St. Lazare belassen.

Die Gefangenen von St. Lazare be- nutzen auch die katholische, die prote- stantische und die israelitische Kapelle, die hier eingerichtet; sie gehen dort als eigenem Antrieb beten, was die ge- fangenen Männer, selbst wenn es ihnen Bedürfnis, gar nicht wagen würden.

In der schuldisgen Frau ist über- haupt die Weichheit des Gemüths der Angelpunkt, von dem aus sie wieder zu heben ist. Die angeklagten oder verurtheilten Witter in St. Lazare dürfen ihre kleinen Kinder dort be- halten, und diese Kinder sind ein Se- gen für die Gefangenen, der Gegen- stand ihrer Freundschaft, ihrer guter Gefühle, oft ihre Rettung.

St. Lazare ist auch das einzige Pa- riser Gefängniß, das einen Tauffein- enthält, und die Anstaltsgeistliche haben hier manchen Taufakt vorge- nommen.

Außer dem Geistlichen und Advo- katen begehen die Gefangenen noch dem Arzt. Es ist unendlich zu be- dauern, daß die Regierung, der heut allein in Paris 70 Arztinnen zu Verfügung stehen, die medizinische Be- handlung gerade der Inhaftirten im- mer noch Männern anvertraut.

Was kann es unter diesen Verhält- nissen Wunder nehmen, daß die Nach- richt des geplanten Abbruchs von St. Lazare ein Echo unter den Frauen- Frankreichs gefunden, daß sie auf ein Neuregelung des Gefangenendwesen rechnen und hinsichtlich St. Laza- re der Deputirtenkammer die Bitte aus- sprechen: „Erlöse uns von dem Uebel!“

Ein Retter in der Noth.

Beim Uebergang über die Au- jouffroy in Paris fiel ein Mann z Boden und wäre um ein Haar von einem Wagen zertrümmert worden. D man ihn für betrunken hielt, brach ihn ein Polizist zur Wache. Sie stellte sich heraus, daß man es mit einem von Hunger und Kälte auf- gekerkerten erschöpften Menschen z thun hatte. Er nannte sich Dent Desjardins und gab seine Adresse an Bei der Nennung dieses Namens stutzte der Commissär.

„Sind Sie der Tapfere, der bei der schredlichen Bajardbrände so viel Men- schenleben gerettet hat?“ fragte er de Unglücklichen. „Der bin ich in de That!“ erwiderte Desjardins. „Ad Biquet und der Kutscher Georges hol- ten viele Personen aus den Flammen heraus.“ Ja, ja! ich besinne mich! sagte der Commissär. „Sie waren ge- rade in der Rue Jean Guouin, als de Auf = Feuer“ erscholl und der Baza in Flammen aufging. Sie sind Dad- deater von Profession. Sie führten i das brennende Gebäude und truge die Leute heraus. Wohl an zwanzig Mal waueten Sie sich in das Flammen- meer, bis Ihre schweren Brandwunde Sie an weiteren Opfermuth hinde- ten. Sie verschwand damals, ob- Ihren Namen genannt zu haben. Un- erst ein paar Tage später gelang e durch einen Zufall, Sie ausfindig z machen. Hat man Sie nicht für Jh- Thaten belohnt?“ — „O ja, ich erbie eine silberne Medaille. Ja, ich soll fogar decorirt werden!“

„Aber warum trauen Sie nicht da dreifarbiges Band, wie es Jhr gute Recht ist?“ — „Das möchte schön aus sehen!“ erwiderte Desjardins. „I- sehe wie ein Stroh aus, so bin i heruntergekommen, durch Kranke und Arbeitslosigkeit! Ein Grenze chen auf Lumpen! Das geht nicht an Der Commissär entließ den merkwü- digen Menschen mit einem kleine Geldgeheim und fandte sofort eine Specialbericht über Desjardins an de Minister. — Etwas hat, will ur dünken!“